

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

270 (17.11.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 46

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 270

Nr. 46

Samstag, den 17. November

1928

Selma Lagerlöf

Zu ihrem 70. Geburtstag am 20. November 1928

Von Hans Martin Eister

Die im Jahre 1858 auf dem kleinen Landsitz Marbada am Vöffe geborene und im sagenreichen Wernland aufgewachsene Selma Lagerlöf trat erst mit 32 Jahren an die Öffentlichkeit. Daß sie gut daran getan hatte, bewies ihr erstes Buch „Gösta Berling“, das sie schon lange Jahre dem Stoffe nach in sich getragen hatte, das zu formen ihr aber nicht gelungen war, da sie schwankte, ob sie es als Roman oder als Epos oder als Drama schreiben sollte, bis eine glückliche Stunde mit Carlyles Stilart die Form verließ und sie nun in fabelhaft kurzer Zeit die ersten Episoden des Gösta Berling niederzuschrieb. Diese impulsive Latkraft, die ihr eigen ist, taucht auch in ihren Gestalten wieder auf, die handelnd leben und nicht träumend, die genießen und optimistisch sind und nicht alles degoutieren und bekritteln. Der Hauch einer großen Persönlichkeit liegt über Selma Lagerlöfs Werken, war in ihrer Weltanschauung gefestigt, ehe sie die Feder zur Hand nahm, ihre innere Entwicklung war zur reifen Blüte gediehen, die nun Düfte und Farben ausstreuen wollte. Der Glanz dieser reichen ethischen, heiteren Religion, dieses tiefen Gottesglaubens und dieser reinen Christusliebe trifft freilich in ihrem ersten genannten Werke nicht so sehr hervor, es ist mehr die brausende Lebensfreude, die auf dem Grunde der unerhörlichen Phantastie ein behres Lied singt, das ausklingt in dem Hymnus von der Arbeitsfreude.

Für dieses erhabene Werk, durch das Selma Lagerlöf unter die ersten Schriftstellerinnen ihres Heimatlandes trat, erhielt sie vom König Oskar und Prinzen Eugen von Schweden ein Stipendium für einen längeren Aufenthalt in Italien und Sizilien, aus dem der Roman „Die Wunder des Antichrist“ erwuchs.

Hier trat zum ersten Male die reiche, christliche Weltanschauung der Dichterin zutage, aber nicht in tendenziöser, sondern ästhetisch überwindener, vollendeter Form. Ihr von den Wundern des Südens heraufschies Auge erschaut nur Gut und Farbenpracht, und ihre sorglose Phantastie streute, mit demselben Reichtum wie in ihrem ersten Werke Geschehnisse von faszinierender Kraft in die alltäglichsten Dinge. Sie läßt einen „Heiland“ auftreten, über dessen göttiges, nurmenschlisches Bild die Worte geschrieben stehen: „Mein Reich ist nur von dieser Welt.“ Dieser „Antichrist“ will den Himmel auf Erden gründen und den Himmel Gottes vergessen machen. Er ist als ein poetisch gefeiner und verklärter Bringer des Sozialismus, der an dem Wesen der Welt und dem tiefen Glauben der wahren Christen scheitern muß, verfolgt von einem fanatischen Mönche, dem der milde Papst — als greiser Vater der Christenheit erschaut und dargestellt — auf seinen Bericht, wie er den falschen Götzen ungeschädlich gemacht habe, voll tiefer Erkenntnis der menschlichen Dinge antwortet: „Vater Gondo, erlaube, daß auch ich dir eine sizilianische Geschichte erzähle. Als der liebe Gott die Welt erschuf, wollte er einmal wissen, ob er noch viel daran zu tun habe. Und er schickte Sankt Peter aus, um zu sehen, ob die Welt fertig sei.

„Als Sankt Peter zurückkam, sagte er zum lieben Gott: „Alles weint und klagt und schluchzt.“

„Dann ist die Welt noch nicht fertig“, sagte der liebe Gott, und arbeitete weiter. — Nach drei Tagen schickte er Sankt Peter abermals auf die Erde hinab. „Alle lachen und jubeln und spielen“, sagte Sankt Peter, als er diesmal zurückkehrte.

„Dann ist die Welt noch nicht fertig“, sagte der liebe Gott, und arbeitete weiter. Und zum dritten Male wurde Sankt Peter ausgesandt.

„Die einen weinen und die andern lachen“, sagte er bei seiner Rückkehr.

„Dann ist die Welt fertig“, sagte der liebe Gott.“

So endet das Werk voll naiver Güte und reiner Vergabung, das einen brausenden Sang gefungen von den Naturschönheiten des Südens, von der Märchenstadt des ewigen Frühlings, von grauen Lavafiligranen und alten, von Sarazenen erbauten Klöstern, von den jahrhundertelangen, verborgenen Geheimnissen der Vererbung von Mensch zu Mensch und dem heiligen Trostfium italienischer, von der Sonne durchglühter Charaktere.

Die nächsten Jahre widmete Selma Lagerlöf dem Schaffen kleiner, knapper und formvollendeter Erzählungen und Legenden aus den vereisten Schären und den blauweißen Gletschern des Nordlandes, unter denen die Novelle „Der Schatz des Herrn Arne“ besonders hervorragt. Hermann Bessé nennt sie „eine Novelle, ganz im großen, strengen Balladenstil, wuchtig und packend wie eine bewährte, uralte Sage“.

Eine Weltanschauungsdichtung von machtvoller, tief begründeter Wert war das nächste Buch „Jerusalem“, das im ersten Bande einen überwältigenden Ausdruck des religiösen Lebens und Erbens der schwedischen Volkseele gibt. Es wird darin die Liebe des Bauernvolkes zum Seelenhirten geschildert, aber nicht von der histo-

rischen, sondern von der volkspychologischen Seite; in dieser Liebe bildet die Liebe zur Heimat und der religiöse Fanatismus den zur Poesie nötigen Konflikt. Die Bauern Dalecarliens werden unter Vorantritt der prächtig gezeichneten Söhne und Töchter Ingmars von dem Sektierer Helligum in eine religiöse Bewegung mit hineingezogen, durch die das halbe Dorf nach Jerusalem auswandert, wo sie wie die ersten Christen leben wollen, hingegen der werktätigen Menschenliebe. Diese Idee des Werkes teilt es unwillkürlich in zwei Teile, von denen der erste Band in Dalecarlien, der zweite in Jerusalem spielt. Und da ist der erste Band entschieden der stärkere, weil Selma Lagerlöf in ihrer Heimat weit und in alte, heißgeliebte und wohlbekannte Milieu ferngejunde, wortfarge, schwerfällige, starrköpfige Bauern mit tiefen nach Ausdruck nicht begehrenden Gefühlen hineinstellt. Die Episoden, in denen sich die Heimatliebe, vom religiösen Fanatismus getragen, losreißt von der Erde, auf der sie geboren und aufgewachsen, und in der sie eingewurzelt ist, sind von ergreifender, überirdischer Tragik und unsagbarer Tiefe. Es ist, als hätte die Dichterin diesen Kampf selbst gekämpft, als sie nach Jerusalem zog, um dort für ihren Roman Studien zu machen. Selma Lagerlöf ist fremd im Lande der Verheißung und müssen sich auch die herübergekommenen schwedischen Bauern in diesem Lande fremd fühlen, so darf doch nicht die objektive Schilderung des Landes hinsichtlich seines historischen Wertes so kalt gegeben werden. Die Landschaftsbilder sind mit der ihr eigentümlichen Kraft groß geschaut, charakteristisch schön, ja sogar genial. So bläst denn der zweite Band, der der Idee nach vielleicht eine Steigerung bringen müßte, ein wenig ab. Als Ganzes ist es aber doch ein reiches Werk, gekrönt von einer allbarmerherzigen Menschenliebe, die die Schuld des Lebens bis ins Tiefste verstehen will und sie auch versteht, weil sie auf Christus baut und vertraut, wie sie es in den „Christuslegenden“ schildert. Und wir wissen keine schöneren Worte über ihr Verhältnis zu Jesus als die Hermann Bessés, die wir deshalb hierher setzen wollen: „Dieses Verhältnis ist etwas gar Köstliches, Liebes und Erfrischendes. Der Christus Selma Lagerlöfs ist kein historischer und kein dogmatischer, sondern der volkstümliche, liebe, germanische Heiland, den man lieben muß, wie man die Sonne liebt, dessen Züge vom Leid nur noch das Verklärende haben. Von ihm erzählt sie schlicht und unerhöplich, wie eine fromme Mutter ihren Kindern die Geschichten vom Heiland erzählt, und um recht viel und genau erzählen zu können, hat sie alles gelesen, was von alten Legenden zu finden war. Die erzählt sie nun wieder, bekannte und entlegene, orientalische und italienische oder lateinische, und von ihren Erzählerlippen tönen sie quellenfrisch und innig, beruhigen allen Sturm und Zweifel im Zuhörer und wecken in seiner Seele alles, was noch von Kinderzeiten her in ihr rein und treu und golden ist. So oft mir jemand über Selma Lagerlöf recht kritisch redete, und so oft mir selber beim Lesen kleine Einzelheiten Zweifel erregt haben, hier war ich stets dankbar gläubig. Und wo in der ganzen heutigen Welt ist ein Dichter, der es wagen dürfte, uns von Jesus zu erzählen? Nicht symbolisch mit sozialen Anspielungen, sondern unbefangen, als hätte das Thema keine Haken und Abgründe? Das hat Selma Lagerlöf gekonnt.“

Weltruhm war ihr seit diesen Werken zu eigen. Ein Weltruhm, den sie mit jedem neuen Werke befestigte: mit der hohen, schlichten Schönheit des „Jerusalem“-Romans, in dem das religiöse Erlebnis der Bauern Dalecarliens nach Palästina führt, mit dem unergleichlichen Jugendbuch „Der Reize des kleinen Nils Holgerson“, quer über Schweden hin, mit dem lyrisch traumhaften Zauber von „Herrn Arnes Schatz“, mit ihren Jugenderinnerungen „Marbada“ und mit vielen Novellen, Erzählungen aus ihrer Heimat, aus der sagen-, mythen-, märchenreichen Geschichte ihres Volkes, aus dem alten Gösta-Berlingkreis und dem unversiegenderen Stalbenquell des germanischen Nordens. Urmutter ward sie der raunenden Volkseele und Liebeskraft der gegenwärtigen Menschheit. Diese Menschheit dankte ihr diese Eingabe ihres Lebens an ihr Werk durch treue Gefolgschaft: Keiner zweiten Dichterin Schaffen ist in so viel Sprachen übersezt, in so zahlreichen Millionen Exemplaren verbreitet, ist so sehr Eigentum aller Kulturvölker geworden. Man gab ihr 1909 den Nobelpreis, man berief sie als einzige Frau in die Akademie Schwedens, die nur achtzehn Mitglieder zählen darf, und man machte sie mit Recht zur Fürstin der schwedischen Literatur. Solche Fürstin ist sie aber auch in der Weltliteratur. Die Welt kommt heute an ihrem siebzehnten Geburtstag zu ihr, mit liebenden Herzen Dank zu tragen.

Julien Green: *Mont-Cindre*. Roman. 336 Seiten. F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien. Ganzleinen 6 RM. — Der Angelpunkt dieses Buches ist der glühende Haß der Tochter gegen die von Geiz besessene Mutter, und zwar in der schlichtesten und einfachsten Weise erzählt. Dennoch tut sich eine Welt auf, unheimlich und überzeugend zugleich, unbergänglich.

Zum Schubert-Zentenarium

Von Hans Schorn

Franz Schuberts 100. Todestag (19. November) lenkt den Blick auf einen Geist, in dem die spezifisch wienerische Klangsphäre einen Durchbruch des musikalischen Triebes erlebte wie nie zuvor. Wohl war während Jahrhunderten schon gerade der Wiener Boden nicht brachgelegen, aber erst in diesem Meister trug er eine schwere und volle künstlerische Ernte, die überdies der klassischen Zeit — ihre höchste Blüte war mit den Befreiungskriegen vorüber — eine neue Gestaltungszone erschloß. Zugleich ist uns damit der Schlüssel gegeben, der ins Innerste und Eigenste der Schubertschen Musik führt und seine Persönlichkeit noch heute zu einem der interessantesten Probleme in der Geschichte der deutschen Musik macht. Wir erkennen heute die volle Bedeutung dieses Klanginhalts und wissen, daß mit seinem Weiterleben über ein Jahrhundert nun ein Stück altererbte eigene Kultur zu uns dringt, sehr zum Unterschied von Schuberts Zeitgenossen, denen zunächst das, was wir an diesen magischen Visionen so echt und so kerndeutsch empfinden, ganz fremd in den Ohren klang. Wie konnte sich überhaupt nur ein Komponist mit Gedichten in der barbarischen deutschen Sprache befassen? Und wer sollte sich gar über solche Produkte freuen, die in grauem Widerspruch zum modischen Geschmack standen? Kein Wunder, daß sich nicht ein Verleger fand, der für Schuberts Lieder auch nur ein Weniges gewagt hätte. Sogar der allmächtige Hofkapellmeister Salieri machte Schubert ernsthafte Vorwürfe und verlangte von ihm, er solle nichts mehr in deutscher Sprache komponieren, dagegen nichtsagende italienische Gedichte in Musik setzen. Wäre Schubert diesem Rat gefolgt, so würde das wahrscheinlich in sein farges und kleines Leben eine Wendung gebracht haben, und statt mit Verfrüzung hätte das Publikum vielleicht bald mit Bewunderung auf ihn geschaut. Aber Schubert ließ sich von den überall ausgelegten italienischen Fallstricken nicht umgarnen, er ging seinen eigenen Weg, ja mit doppeltem Eifer verfolgte er nun die „deutsche Richtung“, ohne übrigens, wie es die Junggenossen ihm gegenüber lezten Endes aus Konkurrenzneid taten, seine Gegner zu verachten oder die italienische Musik und insbesondere die Opern Rossinis zu schmäheln. Es zählt leider zur Ironie der Geschichte, daß die schöpferische Disposition der damals in Wien maßgebenden Kreise zur Vorwürfe für Schubert übrig hatte und nicht erkannte, wie tief sein innerer Melodienreichtum in ihrem eigensten Fühlen verwurzelt war. Zwar stand am Eingang des gleichzeitigen Jahrhunderts auch die gewaltige Musikergestalt Beethovens, der in großartiger Offenheit ungefähr daselbe wollte, und bei dem man ebenfalls nur die äußere Erscheinung gelten ließ. Wäre er nun wenigstens für den armen Schubert eingetreten, schon das bloße Gefühl einer Schicksalsverbundenheit hätte zweifellos denkwürdige Momente gezeugt! Es war aber Schubert nicht gegönnt, einen persönlichen Kontakt zu Beethoven zu gewinnen, und das Mißtrauen zu dessen titanischer Kraft, das allein schon in der hangen Jugendfrage sich äußerte: „Wer vermag nach Beethoven noch etwas zu machen?“, begleitete ihn nun vollends durch sein Leben.

Aus diesen nackten Tatsachen, die noch um beliebig viel andere Beispiele vermehrt werden könnten, mag man ersehen, welch ungeheure Ungerechtigkeiten im Falle Franz Schubert aufzudecken sind, gleichgültig, ob man an seine Liedkompositionen, an seine Stellung innerhalb der Pianistik seiner Zeit oder an seine operndramatischen Versuche denkt. Ja, sogar heute noch ist das Buch seiner Schaffensgeschichte sehr wenig aufgeschloßen. Das ist nicht nur um der Bedeutung Franz Schuberts als Komponist willen zu bedauern, sondern hat auch zu einem so grundsätzlichen biographischen Bild verführt, wie es nur in den seltensten Fällen ganz großen schöpferischen Persönlichkeiten widerfahren ist. Wir haben zwar auch schon angedeutet, daß man in vielen seiner Werke die Atmosphäre jenes Wiens fühlt, das in seinen Mauern damals einen Ferdinand Raimund, dann den Dichter Johann Mayrhofer oder den Maler Rotiz von Schwind beherbergte, alles Menschen, die wie Schubert selbst von dem Geist hochmütiger Weibte eines Beethovens nichts wissen wollten, und die nicht dessen Maß der Verachtung für irgendwelche Sentimentalität kannten. Trotzdem wurde auch ihr Innenleben von festigten Orkanen durchstört und Beethovens Wort „Künstler sind feurig, sie weinen nicht“ hatte für ihren Kreis gleichfalls Bedeutung. Deshalb ist es aber auch Unfug, die in manchen Schubertionen erreichte Heiterkeit, diesen Duft einer scheinbar rein vegetativen Daseinsfreude, der über seinen Schöpfungen lagert, als Ausdruck eines verbummelten Genielesbens erklären zu wollen, als Folge einer recht unbürgerlichen Gefinnung inmitten einer sorgsam behüteten Bürgerlichkeit. Schubert glied wirklich nicht einem ewig lächelnden Opfer der Menschenschwäche, das weder von körperlicher Abwehr noch von geistigem Kampf etwas weiß. Auch er hatte eine harte Kindheit und vorzeitige Erfahrungen. Schon seine ersten Schöpfungen mußte er bekanntlich heimlich aufs Notenpapier bringen, da sein Vater durchaus nicht wollte, daß er sich der Musik widme. Und welche Qualen hatte der stille und gleichgültig aussehende Sängerknabe noch im I. L. Konvikt auszustehen, das ihm ein Gefängnis dünkte, und wo er sich mit Nachwerken eines Krommet oder Rogeluch beschäftigten mußte, während ihm schon die Sinfonien Haydns, Mozarts und Beethovens ans Oera gewachsen waren. Als er sich dann

G. Mann, Ein Falschermächtnis. Geschichte der chinesischen Revolution bis 1927. Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. Hg. von H. F. v. S. ...

H. L. Allen, Die Besetzung des Rheinlands 1919-1923. M. Andreas, Österreich und der Anschluss. Les armées françaises dans la grande guerre. III. Les offensives de 1915. Barnes, Die Entstehung des Weltkrieges. M. J. Bonn, Befreiungs- oder Besatzungspolitik? ...

E. Wagner, Franz Joseph, Kaiser von Österreich. M. Biermann, Franz Leo Walde. Anna Blas, Frauen der deutschen Revolution 1848. Briefe an Cotta. ...

Bölkertunde. Erdkunde. Meisen. Ehebuch, Hg. von Graf H. Reisinger. 1925. J. Frägle, Regenerische im Wald am Lohst. ...

E. R. Adler, Von Ghetto zu Ghetto. Meisen und Beobachtungen. J. F. Bachofen, Griechische Meise. Hg. von G. Schmidt. ...

Bei der Plastik und hier und da selbst bei Malerei und Graphik der Fall ist. In gewissem Sinne vertritt im Norden die Kunst der Wandteppiche die hier, seltene Monumentalmalerei und gelangt, besonders in den Niederlanden, während des sechzehnten Jahrhunderts zu einer sehr hohen Blüte. ...

Die kirchliche Glasmalerei findet in Deutschland noch zur Zeit der Spätgotik ihr Ende in bedeutenden Leistungen wie dem Volkamer-Fenster der Lorenzkirche und dem sogenannten Maximilians-Fenster der Sebalduskirche zu Nürnberg. ...

Dem Stil der Architektur folgen die Arbeiten in Holz. Mit reich geschweiftem Schmuck werden Chorgestühle, Käselungen, Möbel aller Art, wie besonders Schränke, versehen in Deutschland und den Niederlanden, ebenso wie in Frankreich, wo die Möbel im Stile Heinrichs II. eine starke Verwandtschaft mit der Dekoration eines Jean Goujon zeigen. ...

In den Goldschmiedearbeiten spielt auch die Technik des Emaille eine nicht unwesentliche Rolle. Als besondere Gattung wie sie schon früher in den Schmiedearbeiten von Limoges aufgetreten und bildet sich in den Arbeiten der Limousin und Courtois dem neuen Stile folgend weiter. ...

Gaugerät - geprüft und gut! Ergebnisse von 5 Prüfungsstellen. (Frankische Verlagshandlung, Stuttgart. Preis 1,80 M.) - In Deutschland werden von der Versuchsstelle für Hauswirtschaft in Leipzig, von der Gerätestelle der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Berlin, ...

endlich vornahm, Humsteeg'sche Pieder in „moderne“ Weise umzusetzen, da hat sicher niemand härter, geduldiger und ächter an sich gearbeitet. Über diesen grundlegenden Ernst dem ersten bis zum letzten Tag in Schuberts Leben sollte man sich im Klaren sein, so sehr sich auch manche Komposition in der besonnenen Bläue des österreichischen Himmels auflöst. ...

Denn Schubert hat das Ziel seiner Mission nicht erreicht. Gewiß, er ist ein Meister geworden, wie es noch wenige gegeben hat. Das hatten kunstverständige Freunde freilich schon vorausgesehen, als ihnen Kompositionen des halben Kindes zu Gesicht kamen. Jedoch eine Kette von verhängnisvollen schicksalhaften „Zufällen“ verhinderte, daß dieser Dionysos vielleicht am stärksten begnadete Musiker des XIX. Jahrhunderts sich restlos ausgeben konnte. ...

Das Kunstgewerbe im 16. Jahrhundert

Soeben erscheint im Propyläenverlag, Berlin, als Band X der Propyläen-Kunstgeschichte, „Die Kunst der Renaissance in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich usw.“, von Gustav Glück. Das Werk behandelt die stolze Epoche der ganzen deutschen Kunstgeschichte - das 16. Jahrhundert. ...

Wir geben hier - mit Erlaubnis des Verlages - eine Probe aus dem Werk:

Eine starke Vorliebe für Kunstgewerbe und Kleinkunst war schon zur Zeit der Spätgotik am Hofe der Herzöge von Burgund vorhanden, und die Goldschmiedekunst stand hier in hoher Blüte, was wir, mehr noch als den vorhandenen wenigen kostbaren Stücken, den - freilich oft etwas einseitigen - Beschreibungen in Inventaren zu entnehmen vermögen. ...

An die Spitze unserer Bemerkungen über das Kunstgewerbe stellen wir Wandteppiche und Glasgemälde. Beide Gattungen müßten aber wohl eher der hohen Kunst zugerechnet sein. Ihnen fehlt freilich notwendigerweise, da die entwerfenden und die ausführenden Hände verschieden sind, die Eigenständigkeit, was aber immer ebenso bei der Architektur, vielfach